

■ Kulturgeschichte der Schlacht

Marian Füssell/Michael Sikora (Hg.), Kulturgeschichte der Schlacht (Krieg in der Geschichte; Bd. 78.), Paderborn (Ferdinand Schöningh) 2014, 277 S., 12 Abb., 34,90 €

»Wir haben nicht die Möglichkeit, noch ist es unsere Absicht, die Heldentaten jedes Einzelnen so zu berichten, wie sie es verdienen. Die Menge des zu Berichtenden wäre auch für den Wortmächtigsten, der jene Schlacht mit eigenen Augen gesehen hätte, schwerlich in jedem Detail zu bewältigen«.

Mit dieser für heutige Leserinnen und Leser erstaunlich modern anmutenden Einschätzung kommentiert der mittelalterliche Chronist Wilhelm von Poitiers seine eigene Darstellung der Schlacht von Hastings (1066). Aufgrund der zahlreichen synchron stattfindenden Ereignisse scheint eine Darstellung der vergangenen Schlacht selbst dem unmittelbaren Augenzeugen nicht möglich.

In der Tat sind Schlachten außergewöhnliche Ereignisse, und das nicht nur, weil sich hier ein militärischer Konflikt räumlich und zeitlich verdichtet. Sie sind selten und bilden daher die gefährlichste und strapaziöseste Ausnahme im Leben der beteiligten Kombattanten. Militärisches Denken und Handeln konzentriert sich auf Schlachten, denen eine kriegsentscheidende Wirkung zugeschrieben wird – schon allein aus diesem Grunde wird ihnen von Seiten der Geschichtsschreibung aller Epochen großes Interesse entgegen gebracht. Doch nicht nur für den zeitgenössischen Chronisten bringt die Untersuchung und Beschreibung einer Schlacht zahlreiche methodische Probleme mit sich. Neben der zitierten Vielzahl synchroner Ereignisse, die sich auf der Weite des Schlachtfeldes abspielen, wirken widersprüchliche Berichte, ideologische Überformungen, lückenhafte Aufzeichnungen und nicht zuletzt die häufig nicht in Worte zu fassende Gewalt einer konsistenten Darstellung entgegen.

Diese Problematik aufgreifend widmete der Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. seine

Jahrestagung 2009 dem Thema »Unbeschreibliche Gewalt. Die Kultur der Schlacht von der Antike bis zum 20. Jahrhundert«. Ein Großteil der primär (kultur-) historisch ausgerichteten Beiträge findet sich nun im vorliegenden Sammelband wieder, während einige, auf der Konferenz durchaus vorhandene interdisziplinäre Impulse aus der Kunstgeschichte sowie der Musikwissenschaft fehlen. In einer begriffsge-schichtlich elaborierten und den Forschungsstand sorgfältig referierenden inhaltlichen Einführung wird von Seiten der Herausgeber dem mittlerweile auch nicht mehr vollkommen neu zu nennenden Trend gefolgt, sich dem Phänomen der Schlacht über den Kriegsalltag, die (individuellen) Kriegserfahrungen und der soziokulturellen Prägestkraft von Kriegen anzunähern. Es sei an dieser Stelle lediglich erwähnt, dass etwa an der Universität Tübingen über den Zeitraum von 1999–2008 ein Sonderforschungsbereich angesiedelt war, der sich im Kern eben diesen Fragen widmete. Nichtsdestotrotz resultieren aus dem mittlerweile paradigmatisch anmutenden Appell, durch eine konsequente Historisierung im Umgang mit Schlachten einen klaren Bruch mit der Generalstabshistoriographie vorzunehmen, nach wie vor vielversprechende Einzeluntersuchungen über den Zusammenhang von Gewalt, Ereignis und Repräsentation sowie die kulturellen Bedingungen und Codierungen von Gewaltbeschreibungen.

Eröffnet wird der ohne weitere Zwischengliederung in chronologischer Folge angeführte Reigen knapp eines Dutzends empirischer Fallstudien von Sven Günthers Bestandsaufnahme der kulturgeschichtlichen Dimension antiker Schlachten. Nach einem ausführlichen Literaturbericht über historische Genese und aktuelle Relevanz kulturgeschichtlicher Forschungsfelder zur antiken Schlacht unternimmt der Autor den Versuch, ausgehend von antiken Quellenzitaten dem Phänomen der »Nacht« als Bezugspunkt und Strategiemoment in antiken Schlachtenbeschreibungen nachzugehen. Anhand mehrerer Beispiele wird sinnfällig aufgezeigt, welche Rolle die Nacht als Strategiemoment bei der retrospektiven

Konstruktion des Kampfgeschehens und einer weiter führenden, an militärischen Idealen beurteilten Performanz des nächtlichen Sieges einnahm.

Ebenfalls auf das Motiv der zeitgenössischen Sinngebung von Schlachtberichten ist die Analyse von Martin Clauss über die Repräsentation der Schlacht von Fontenoy (841) in der zeitgenössischen Historiographie ausgerichtet. Anhand der Betrachtung von zwei mittelalterlichen Chroniken mit konträrer Interpretation plädiert der Autor dafür, die Texte als narrative Konstrukte mit einer zielgerichteten Wirkungsintention zu verstehen. Diese habe nicht in erster Linie auf die Rekonstruktion historischer »Wirklichkeit« abgezielt, sondern sei einem dem zeitgenössischen Rezipienten bekannten Muster gefolgt, welchem die einzelnen Elemente der Erzählung untergeordnet waren.

Auf den geschichtspolitischen »Mehrwert« eines sich im Laufe der Jahrhunderte wandelnden Schlachtennarratives konzentriert sich Andreas Remy in seiner Analyse mittelalterlicher Quellen zur Schlacht von Sempach (1386). Von zentraler Bedeutung ist hier das Phänomen, dass die eidgenössischen Berichte über den zum Zeitpunkt der Schlacht noch keinesfalls in seiner ganzen Tragweite einzuschätzenden Sieg über die Habsburger im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts immer länger und detaillierter wurden – ein Prozess narrativer Ausformung, der mit der Steigerung des militärischen Prestiges der Eidgenossenschaft und ihrem sich zu dem einer schlagkräftigen Verteidigungsgemeinschaft wandelnden Selbstbild erklärt werden kann.

Daran anschließend nimmt Stefanie Rütter am Beispiel der Schlachten von Reutlingen (1377) und bei Tannenberg (1410) Repräsentationen mittelalterlicher Schlachtengewalt in den Blick. Der Vergleich dieser in Ablauf und Folgen höchst unterschiedlichen militärischen Ereignisse macht deutlich, dass sich in der jeweiligen zeitgenössischen Repräsentation gemeinsame (Erzähl-) Elemente finden, die offenbar für die damaligen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster zentral waren. Dabei tritt das

»wie« des Todes auf dem Schlachtfeld deutlich hinter dem »wer« zurück – die namentliche Nennung der gefallenen Adeligen innerhalb einer streng nach der Ständeordnung gegliederten Aufzählung kann dabei als Versuch gewertet werden, die »unbeschreibliche Gewalt« des Geschehenen im Nachhinein mit Sinn zu füllen.

Einem Beispiel medialer Vermittlung frühneuzeitlicher Schlachtengewalt geht Reinhard Baumann in seinen Ausführungen zum Versepos des Tiroler Dichters und Landsknechts Oswald Fragenstainer nach. Ausgehend von dessen Schilderung der Ereignisse um die Schlacht bei Bicocca (1522) wird hier der Frage nachgegangen, wie die Einordnung des Raumes, die Beschreibung von Freund, Feind und Waffen sowie die Schilderung von Kampf, Verwundung und Tod im Text literarisch vorgenommen werden und welche Schlüsse zu Intentionen, Bewältigungsstrategien und persönlichen Zielen des Dichters daraus gezogen werden können.

Die einzige an einem außereuropäischen Fallbeispiel orientierte Untersuchung liefert Claudia Schmitz mit ihrem Beitrag zum symbolischen Gehalt von Gewalt- und Schlachtenbeschreibungen im Inka-Staat (ca. 1438–1600). Während in europäischen Quellen zu Geschichte, Religion und Staatsorganisation der Inka diese je nach Intention des Berichterstatters entweder als extrem gewalttätig oder aber als vollkommen friedfertig dargestellt werden, sind in den Selbstzeugnissen der indigenen Eliten beide Motive gleichermaßen zu finden. Das dualistische, religiös verwurzelte Denken im Andenraum betrachtete Gewalt und Zerstörung als Teil von Herrschaftslegitimation und brachte die Fähigkeit zu vollkommener Vernichtung des Gegners mit einer an friedlichen Prämissen orientierten Ordnungsmacht in Einklang.

Der Beitrag von Thomas Weißbrich widmet sich der Medienpräsentation der Schlacht von Höchstädt/Blenheim (1704) und nimmt dabei zwei unterschiedliche zeitgenössische Beschreibungs- und Wahrnehmungsmodelle in den Blick. Die (offizielle) Kriegsberichter-

stattung versuchte, durch eine Rekonstruktion taktischer Operationen anhand von Zeugenbefragungen und des Vergleichs verschiedener Aussagen eine rationale Aneignung der Schlacht auf der Metaebene vorzunehmen und blendete dabei unmittelbare Sinneseindrücke, Dramatik und Emotionalität aus. Die auf Flugblättern und -schriften erschienenen Gelegenheitsgedichte und Kupferstiche zur Schlacht hingegen versuchten, über sinnästhetische Effekte einen Eindruck des militärischen Geschehens mitsamt seiner Erlebnisqualität zu vermitteln. Auffällig scheint, dass deren Verfasser meist sehr wenig von der konkreten Schlacht wussten und sich für ihre Simulations- und Imaginationsverfahren aus einem Repertoire von immer wiederkehrenden stereotypen Versatzstücken bedienten.

Die Entwicklung einer binational geprägten lokalen Erinnerungslandschaft untersuchen Tobias Arand und Christian Brunnenberg exemplarisch am Fall der »Schlacht bei Wörth« (1870), welche als »Bataille de Reichshoffen« in die französische Erinnerungskultur einging. Diese Auseinandersetzung um die Erinnerung der Schlacht war geprägt durch Versuche zur Übernahme der alleinigen Deutungshoheit über das Schlachtfeld durch die ehemaligen Kriegsgegner, was nicht zuletzt in einer sich stetig wandelnden Denkmallandschaft zum Ausdruck kam. Durch die Analyse der nationalen Deutungen bis ins 20. Jahrhundert können die Autoren aufzeigen, wie die historische Dimension einer Schlacht für die Nachwelt konkret greifbar bleibt – oder auch vergessen werden kann.

Dem Topos der »unbeschreiblichen Gewalt« in literarischen Ego-Dokumenten widmet sich erneut die textwissenschaftliche Untersuchung von Lutz Musner zu den Schlachten des Isonzo-Krieges (1915–1917). Ausgehend von Hans Pölzers Tagebuchfragment *Drei Tage am Isonzo* und Alice Schalkes Reportage-Roman *Am Isonzo. März bis Juli 1916* wird hier der Wechselwirkung zwischen äußerst lebensfeindlicher Kriegslandschaft, neuartiger Waffentechnologie und von intensiver Gewalterfahrung geprägten Menschen

nachgegangen. Diese habe nicht nur ein Kriegsgeschehen bisher unbekannter Brutalität verursacht, sondern auch eine radikalisierte Erinnerungspolitik hervorgebracht, die im Sinne des *Carso Maledetto* als konstitutive Urszene des europäischen Faschismus gelesen werden kann.

Methodisch innovativ sind Christoph Nübels im nächsten Beitrag anschließende Ausführungen zum Konzept einer »perspektivischen« Schlachtengeschichte. Am Beispiel der deutschen Michael-Offensive (1918) werden die geographische Verortung des Geschehens, die vielschichtige Beziehung zwischen Körper und Schlachtfeld, der Wahrnehmungs- und Deutungshorizont der Akteure sowie die Entstehungsbedingungen des Quellenmaterials berücksichtigt und in dessen Analyse miteinander verklammert. Eine solch empirisch gesättigte, »dichte« Beschreibung ermöglicht, sich überlieferten Gleichzeitigkeiten anzunähern, Deutungsmuster und Symboliken in ihrer handlungsweisenden Bedeutung sichtbar zu machen.

Anschließend analysiert Peter Lieb die alliierte Landung in der Normandie (1944) als Materialschlacht. Der Fokus liegt dabei auf dem Zusammenhang zwischen dem insbesondere auf US-amerikanischer Seite zu verbuchenden enormen Einsatz von Kriegsmaterial und dem geographischen Raum als Austragungsort der daraus resultierenden Kämpfe. Das Schlachtgebiet des sogenannten *Bocage* mit seinen fast undurchdringlichen Hecken und abgegrenzten Feldern führte zu einem zersplitterten Kleinkrieg, der es schwierig machte, den Feind zu verorten. Diese Situation wurde von den Kombattanten beider Seiten als »Dschungelkrieg« und »ungeheure Blutmühle« wahrgenommen – was wiederum in Konsequenz den militärischen Schlagabtausch radikalisierte und Kriegsverbrechen tendenziell begünstigte.

Insgesamt vermittelt der Band in seinem Facettenreichtum einen repräsentativen Überblick über aktuelle Entfaltungsmöglichkeiten einer »Kulturgeschichte der Schlacht«. Während die militärische Erinnerungskultur mitt-

lerweile gut erforscht ist und hierzu breite, methodisch vorbildliche Studien vorliegen, zeigt sich hingegen eine Forschungslücke beim Umgang mit dem Thema der unmittelbaren Gewalt, dem Töten und Getötet-Werden. Auch ist in den vorliegenden Einzelstudien kaum die Körperlichkeit der Schlacht in Bezug auf Drill, Anstrengungen und Versehrungen in den Blick genommen worden. Zudem scheint es ein Desiderat zu sein, die behandelten Deutungen von militärischen Ereignissen empirisch noch weiter an das eigentliche Geschehen und Handeln im Ereignis der Schlacht anzubinden, um zu verstehen, wie eine Schlacht »funktioniert«, gilt es in noch stärkerem Maße den unmittelbaren Wahrnehmungs- und Deutungshorizont der Beteiligten zu berücksichtigen, da deren Ordnungsvorstellungen und kulturelle Prägnanzen das Geschehen mitbestimmen.

Insgesamt führt die Summe der Untersuchungen deutlich vor Augen, dass die Deutung eines militärischen Ereignisses als Schlacht auf Konstruktionsprozessen beruht, da für die Beteiligten eine Einheit von Zeit, Ort und Handlung meist nicht erkennbar war. Dem Chaos des Kampfgeschehens und der Vielfalt an Gewaltpraktiken, Wahrnehmungen und Repräsentationen werden Historiker und Historikerinnen allein über multidimensionale Herangehensweisen gerecht werden können. Hierfür bietet der vorliegende Sammelband eine Reihe von erfolgversprechenden Ansätzen.

LARS KARL (LEIPZIG)

■ Religion and the Senses

Wietse de Boer/Christine Göttler (Hg.), Religion and the Senses in Early Modern Europe (Intersections: Interdisciplinary Studies in Early Modern Culture, Bd. 26), Leiden (Brill) 2013, 494 S., 168,00 €

This collection of essays registers the unabating vigor with which an increasing number of scholars from a variety of humanistic disciplines have been investigating the role of sense-perception in the religious practices of medieval and early modern Europe. Such

investigation has proceeded at a particularly healthy pace over the past two decades, exemplified at its best by Niklaus Largier's *In Praise of the Whip: A Cultural History of Arousal* (2001, English translation 2007), Jeffrey Chipps Smith's *Sensuous Worship: Jesuits and the Art of the Early Catholic Reformation in Germany* (2002); and Walter S. Melion's *The Meditative Art: Studies in the Northern Devotional Print, 1550–1625* (2009), among many other monographs, articles, and collections of essays. The most important achievements of this growing body of scholarship include the uncovering of long traditions of Christian devotional practice, extending from medieval mystics through the early modern Jesuits and beyond, that presupposed the power of sensory stimulation to arouse affects and thereby effect spiritual edification in a worshipper. The existence of these traditions was never a secret, of course, but a new fascination with them has inspired scholars to produce unprecedentedly detailed, precise accounts of how these practices worked and of the psychological and theological theories by which the well-educated conceptualized them. As a result, it is now beyond question that anyone who wishes to understand early modern European culture — and especially material culture — cannot afford to be ignorant of this research.

This volume of essays underscores that fact. Based mostly on contributions to panels at the annual meeting of the Renaissance Society of America in 2010, it contains work by a range of younger and well-established scholars from several disciplines, many of whom have already published or are about to publish monographs on topics related to their contributions here. The editors (Wietse de Boer and Christine Göttler, with help and encouragement from Herman Roodenburg and Reindert Falkenburg) note that the collection does not »aim at a systematic overview of the subject«, but they point out a number of common themes among the essays and draw two conclusions from them: (1) sensation was regarded in early modern religion as an »interconnected [...] set of experiences«, and (2) the existence of con-

trovery about the nature and value of these sense-experiences »confirms their centrality as an issue — and hence an explanatory factor — in the religious crisis and transformation of the Reformation era«. These conclusions are of course neither bold nor surprising, and in fact many of the essays do not directly confirm them. What the essays do demonstrate — and this is probably the strongest case for their value as a single collection, above and beyond the aggregate value of the individual essays — is a methodological point: understanding sense-related religious practices and the theories related to them is invaluable for the variety of disciplines encompassed by early modern studies. It can help scholars reinterpret well-known sources and discover new answers to the diverse plethora of questions that concern them.

Nearly a quarter of the contributors demonstrate that knowledge of early modern devotional practices and verbal or visual discourses about the role of the senses in such practices allows us to challenge or enrich the conventional wisdom on a wide variety of general historical questions. Representative of this approach is the essay by Klaus Peitschmann, who shows that looking carefully at fifteenth-century Florentine critiques of polyphonic liturgical music suggests a political-ideological dimension to the emergence of Renaissance polyphony — in contradiction to the tendency of musicological research to see it as »the logical result of an organic evolution«. Other credible views undermined by contributors in similar ways include the conventional wisdom that magic only begins to be disentangled from scientific thinking in the seventeenth century (Yvonne Petry); the hypothesis by Jean Delumeau that the early modern period saw a progressive »interiorization of the vision of God« and a retreat from concrete depictions and imaginings of heaven (Wietse de Boer); and Alfred Rohde's influential 1930s account of a sixteenth-century amber trade »crisis« allegedly brought about by Protestant condemnation of rosaries (Rachel King).

Another quarter of the contributors expose unexpected patterns in more extensive

bodies of sources. These include the surprisingly »multisensory character« of early modern *Noli me tangere* iconography (Barbara Baert); the pervasiveness of anti-sensuality rhetoric in 1530s–50s English condemnations of heresy and idolatry (Matthew Milner); the rehabilitation of the pleasures of taste in fifteenth- and sixteenth-century medical, culinary, and philosophical texts (Laura Gianetti); and the resonances among religious and medical discourses about hearing, in the wake of the sixteenth-century discovery of the Eustachian tube (Jennifer Rae McDermott).

Still another quarter of the contributors illustrate the extent to which considering the devotional and liturgical practices of early modern artists, patrons, and viewers allows art historians to clarify hitherto obscure aspects of particular works of art. Jennifer R. Hammer-schmidt, for example, argues that Rogier van der Weyden's *Descent from the Cross* (1430s) was designed to produce an emotional response in members of the Greater Crossbowmen's Guild of Louvain, whose regular experience of religious processions the *Descent* evoked. Other paintings subjected to reinterpretation include Anthony van Dyck's *Lamentation* (Sarah Joan Moran), El Greco's images of Saint Veronica (Andrew R. Casper), and Parmigianino's *Madonna of the Long Neck* (Alfred Acres).

The remaining contributors use similar methods to reinterpret places, texts, and events. Iain Fenlon shows, in the case of sixteenth-century Venice's Piazza San Marco, how attention to smells and sounds can expand our understanding of an urban space's »theatricality« beyond the already well-studied effects of static architectural features. Christine Göttler renders the late sixteenth-century renovations of chapels at the Sacro Monte di Varallo comprehensible in light of contemporary interest in the affective power of images. Sven Dupré shows how an understanding of the Jesuits' theory of images allows us to interpret the earliest seventeenth-century Jesuit critiques of Johannes Kepler's optics not as expressions of »gratuitous conservatism«, but rather as attempts to protect a tradition of spiritual

practices that, contra Kepler, presupposed the existence of Aristotelian *species*. Walter S. Melion excavates Theodoor Galle's 1610 publication of illustrations based on Pedro de Ribadeneyra's biography of Ignatius Loyola, discovering within them a visually expressed theory of spiritual imagery corresponding to Ribadeneyra's own. Joseph Imorde, finally, reinterprets an action: the public weeping for which Pope Clement VIII (1592–1605) was notorious. Far from reflecting a pathological condition peculiar to Clement, Imorde argues, it reflected Clement's participation in a devotional tradition of weeping to express the overwhelming feelings of sublimity and sweetness granted to believers by God.

As in many collections of essays, the contributions to this one are not all equally persuasive. For every two essays in which convincingly interpreted evidence is brought soundly to bear on a clearly defined research problem, there is another in which evidence is not convincingly interpreted, is not applied to a compelling problem, or does not support a clearly articulated thesis. Accordingly, the editors feel »bound to stress that these forays remain partial and preliminary«. But the volume also contains several gems, the best of which not only reach convincing conclusions but also, in doing so, present materials easily useable by scholars whose forays proceed in other directions. Exemplary in this regard are the aforementioned essays by Melion and Imorde. From Theodoor Galle's illustrations and Ribadeneyra's biography of Ignatius, Melion extracts a typology of spiritual images that other investigators of Baroque print culture can use to refine their explications of a vast panoply of sixteenth- and seventeenth-century illustrated devotional texts; while Imorde uses the opportunity of explaining Clement's weeping to offer a condensed but detailed synthesis of a centuries-long series of theological and practical devotional discourses about the significance of tears. These two contributions suffice to illustrate the abundant fruitfulness of the interpretative methods employed throughout the volume.

SIMON GROTE (WELLESLEY)

■ Through the Eyes of the Beholder

Judy A. Hayden/Nabil I. Matar (Hg.), Through the Eyes of the Beholder. The Holy Land, 1517–1713 (Islamic History and Civilization; Bd. 97), Leiden, Boston (Brill Academic Pub.) 2013, 237 S., 12 Abb., 107,82 €

Nachdem Sultan Selim I. 1516 das östliche Mittelmeergebiet und Nordafrika von den Mameluken erobert hatte, zog er nach Jerusalem ein. Auf dem Platz neben dem muslimischen Felsendom lud er die einheimische Bevölkerung zu einem Festessen ein. Für die russische Orthodoxie des 17. Jahrhunderts erstreckte sich das Heilige Land vom Berg Athos bis zum Sinai. Es existieren schiitische Traditionen, die eine besondere Bedeutung Jerusalems verneinen.

Ansichten wie diese drei finden sich dutzendfach im kürzlich erschienenen Buch *Through the Eyes of the Beholder, The Holy Land, 1517–1713*. Judy A. Hayden und Nabil I. Matar versammeln darin elf Beiträge von Autor_innen, die in den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Schweden, Jordanien und der Türkei lehren und forschen. Das Buch untersucht Pilger- und Reiseberichte zwischen 1517 und 1713. Die beiden Jahreszahlen markieren einerseits den Beginn der osmanischen Eroberung Syriens und Palästinas und das Datum des Friedens von Utrecht andererseits.

Die untersuchten Reiseberichte stammen aus unterschiedlichen Regionen wie dem Osmanischen Reich, Schweden, England, Frankreich, Holland und Russland. Neu ist, wie der Klappentext des Buches zu Recht behauptet, dass erstmals Heilig-Land-Textzeugnisse von Schreibern solch unterschiedlicher ethnischer, religiöser und sprachlicher Herkunft in einem Buch zu finden sind. Vergleichbare Bücher haben entweder christliche Pilgerberichte untersucht (z. B. Herbert Donner oder Verena Türck), andere Zeitalter ins Auge gefasst (Dominique Trimbur) oder nur Reiseberichte deutschsprachiger Pilger (Ralf Käck) dokumentiert und ausgewertet. Dies gilt auch

für englischsprachige Literatur. Da wäre einzig Catherine Laura Johstone (*Christian and Jewish Pilgrims to the Holy Land*, 2011) zu nennen, wobei in ihrem Werk die muslimische Sichtweise fehlt. Auch wenn die meisten Textzeugnisse – neben sachlichen Berichten oder tagebuchähnlichen Schriften findet sich auch ein Roman – von Theologen verfasst wurden, so liegen uns auch Texte eines Kaufmanns (Kap. 3), eines Malers und Reisenden (Kap. 8) sowie die eines Juristen (Kap. 9) vor. Manche der Verfasser sind bewusst und zielgerichtet ins Heilige Land aufgebrochen, der Niederländer Cornelis de Bruyn jedoch befand sich auf der Durchreise.

Das Buch zeigt unter vielen weiteren Aspekten auf anschauliche Weise, wie unterschiedlich sich Reisende, je nach Religionszugehörigkeit, Heiligkeit vorstellen. Man kann somit mit Julia Schleck, einer der Autorinnen, zu Recht sagen: »In der frühen Moderne gab es mehrere Heilige Länder (gemeint: mehrere Versionen, Sichtweisen, Wahrnehmungen des Heiligen Landes)«. So ist der aus Frankreich stammende Franziskaner Jean Boucher durchaus der Meinung, dass die Kontrolle der Muslime über das Heilige Land sein Gutes habe, denn »dann ist die Pilgerfahrt weiterhin hart und mühsam und der Pilger kann sein heiliges Werk verrichten«. Andere sahen hinter der Heiligkeit des Landes wirtschaftliche und finanzielle Interessen. Für den anglikanischen Geistlichen Henry Maundrell, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts die heiligen Stätte bereiste, konnte die Heiligkeit erst dann wiederhergestellt werden, wenn England das Land in seinen Besitz nahm. Während bei muslimischen Reisenden Heiligkeit aus der Begegnung mit Gelehrten und Juristen in Jerusalem hervorgehoben wurde, war fast allen christlichen Pilger eine Mischung aus Frömmigkeit und Denunzierung der »Mahometans« (Muslime) sowie der Wunsch nach Eroberung eigen. Auch Juden reisten ins Heilige Land – für kurze Besuche, zum Zwecke der Einwanderung oder, um auf heiligen Boden zu sterben.

Keine andere Stadt hat in der frühen Moderne so viele Besucher_innen unterschied-

licher Religionen angezogen wie Jerusalem: römisch-katholische und protestantische Christen, byzantinisch-orthodoxe und armenisch-orthodoxe Christen, Juden, Sunnis, Ismaeliten und »möglicherweise Schiiten« (wobei man sich hierzu einige erklärende Sätze gewünscht hätte). Das lag auch an der *pax Ottomana*, einem Frieden im Osmanischen Reich, der das Reisen beförderte. Auch wenn Beduinenstämme selbst für muslimische Pilger-Karawanen aus der Türkei oder Nordafrika eine Gefahr darstellten, waren die lokal zuständigen Gouverneure dennoch größtenteils in der Lage, für Ruhe zu sorgen und den nötigen Schutz zu gewährleisten. So machten sich in immer größerer Zahl Pilger, Kaufleute, Reisende und Abenteuer_innen auf den Weg. Die unterschiedlichen Namen ihres Reiseziels spiegelte ihre Sichtweise wider und offenbarte ihre religiösen Hintergrund, mit der sie das Heilige Land sahen und beurteilten: Terra Sancta, (arab. al-ard al-muqaddasa), Filastin (Palästina), Eretz Israel oder Canaan. Für katholische und orthodoxe Christen war ihre Reise ins Heilige Land eine »erstrebenswerte Wallfahrt«, für Juden (Buch Exodus 34,23) und Muslime die Erfüllung einer Vorschrift, die in den heiligen Büchern Tora und Koran steht. Für Reisende, die den Kirchen der Reformation angehörten, waren Orte wie Jerusalem, Bethlechem oder der Mosesberg nicht zwangsläufig Heiliges Land. »Protestanten konnten ihre Reisen nicht heiligen und ihre Zahlen gingen zurück«. 1538 verbot Großbritannien sogar die Pilgerreise.

Die Beiträge vermitteln, da sie immer wieder Passagen aus den Originaltexten zitieren, einen tiefen Einblick in die religiöse Haltung und Interessenlage des jeweiligen Reiseschriftstellers. Ein Beispiel dafür ist der Niederländer Cornelis de Bruyn. Der Maler und Kuriositätensammler (auch Spion?) war 20 Jahre unterwegs und kehrte 1693 nach Den Haag zurück, mit mehr als 200 Zeichnungen und Gemälden. Seine Erlebnisse und Gedanken fanden Niederschlag in einem 400-Seiten-Werk. Er beschreibt, wie er in Begleitung eines Mönchs und eines Fremdenführers – so die Vorschrift – heilige Orte wie die Grabeskirche oder das

Haus Mariens besuchte, aber auch in heutiger Zeit befremdlich anmutende Orte wie das Haus der Konkubinen König Salomos. Der niederländische Maler macht keinen Hehl aus seinen Zweifeln an der Echtheit dieser Orte. Manchmal diskutiert er darüber mit Klerikern, denen er mit beißendem Sarkasmus oder Humor begegnet. Ihre Darstellungen erscheinen ihm, dem holländischen Protestanten, höchst fragwürdig. De Bruyn beobachtet, wie Lateiner (römisch-katholische Kirche), Osmanen, Armenier, Juden und Griechen (griechisch-orthodoxe Kirche) »um den Marktwert ihrer jeweiligen heiligen Stätte feilschen« und »neidvoll ihren Anteil am Pilgermarkt bewachen«.

Aufschlussreich sind die Beiträge aus muslimischer beziehungsweise jüdischer Sicht. Hasan Baktir hat sich mit dem Reisebericht von Evliya Çelebi befasst, dem ersten Dokument in osmanischem Türkisch mit Detailinformationen über Jerusalem und Palästina nach der Eroberung von 1516. Çelebi ist nicht nur von Ikonen und christlichen Ritualen fasziniert, er schreibt sogar ein vom Sufismus inspiriertes Gedicht an Jesus. Die Heiligkeit Jerusalems bildet das Zentrum seines Reiseberichts. Diese drückt sich für ihn, den osmanischen Beamten, »durch die Verwaltung Jerusalems und die Privilegien aus, die die Behörden nicht nur der muslimischen Bevölkerung, sondern auch Juden und Christen gewährten, die ihre Religion in der Stadt freier ausüben konnten als an irgendeinem anderen Ort des Reiches.«

Eher interessant ist der Beitrag von Michael Rotenberg-Schwartz über *Early Modern Jewish Prayer In And For Israel*. Dieser vermittelt ein Bild der jüdischen Gebräuche (darunter der Kniefall und das Zerreißen eines Kleidungsstückes beim Betreten von Eretz Israel), der Messias-Vorstellungen und der Ansichten über die Wirksamkeit des Gebetes in der Diaspora oder in Israel (»Nur via Eretz Israel können Gebete den Himmel erreichen«). Als Fachmann für englische Reiseberichte des 17. und 18. Jahrhunderts zieht der Autor erhellende Vergleiche. Er schreibt, dass Anglikaner, im Vergleich mit Juden, »a much more muted spirituality« zeigen. Erstere machten sich zudem über die

religiösen Praktiken anderer Christen sowie von Juden lustig, möglicherweise aus Angst, des Aberglaubens verdächtig zu werden.

Da alle Autoren und Autorinnen dutzende von Quellen zitieren, wird das Mosaik der untersuchten zwei Jahrhunderte während der Lektüre zunehmend bunter, vielfältiger, vollständiger. Das ist zum einen bereichernd, erschwert aber wegen der zahlreichen und teilweise mehrere Zeilen Text umfassenden Fußnoten das Lesen.

JOHANNES ZANG (GOLDBACH/JERUSALEM)

■ Die Teilungen Polen-Litauens

Hans-Jürgen Bömelburg/Andreas Gestrich/Helga Schnabel-Schüle (Hg.), Die Teilungen Polen-Litauens. Inklusions- und Exklusionsmechanismen – Traditionsbildung – Vergleichsebenen, Osnabrück (fibre Verlag) 2013, 416 S., 3 Abb., 36,00 €

Die Spaltung Europas in ein östliches und ein westliches Blocksystem endete vor fast 25 Jahren, und vor einem Jahrzehnt erfolgte die erste Welle der Osterweiterung der europäischen Union. In der deutschsprachigen Öffentlichkeit wird europäische Geschichte aber weiterhin vor allem als westeuropäische Geschichte wahrgenommen. So gelten etwa die Französische Revolution und – als Teil von deren Vorgeschichte – der amerikanische Unabhängigkeitskrieg als ganz Europa verändernde Ereignisse. Der im selben Zeitraum erfolgten Aufteilung des polnisch-litauischen Reiches durch die benachbarten Monarchien wird hingegen meist nur regionale Bedeutung beigemessen – vor allem für die polnische Nationalgeschichte. Die gesamteuropäischen Auswirkungen der Teilungen Polen-Litauens stärker in den Fokus der deutschen Geschichtsschreibung zu rücken, ist ein zentrales Anliegen des zu besprechenden Sammelbandes.

Um die Einschätzung der Teilungen als gesamteuropäische Zäsur zu begründen, greift die Einleitung der Herausgeberin und Herausgeber zunächst auf die Argumente von

Klaus Zernack und Michael G. Müller zurück: Zum einen lasse sich der Aufstieg Preußens und Russlands zu europäischen Mächten auf deren »negative Polenpolitik« zurückführen. Zum anderen bilde die Parallelität politischer Neuordnung durch revolutionäre Ereignisse im Westen und durch die Ausdehnung monarchischer Herrschaftsräume im Osten den Hintergrund für die Entstehung der Vorstellung eines dem »liberalen Westen« gegenüberstehenden »despotischen Ostens«. Auf einige weitere Aspekte der Teilungen von gesamt-europäischer Relevanz geht die Einleitung näher ein. Die Ausbildung eines neuen Modells von Außenpolitik und dessen Legitimierung mit rationalen und zivilisatorischen Argumenten habe zur Erschütterung ständischer Rechts- und Ordnungsvorstellungen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts beigetragen. Dies sei vor allem an den Diskussionen im Heiligen Römischen Reich nachweisbar und wurde bereits von Zeitgenossen der Ereignisse in Zusammenhang mit der Französischen Revolution gebracht.

Aus diesen Überlegungen werden Aufgaben der Forschung abgeleitet. Neben der weiteren Untersuchung der Hintergründe der Teilungen wird angeregt, die Wahrnehmung des Teilungsgeschehens und die Entwürfe und Praktiken gesellschaftlicher Neuordnung der Teilungsmächte verstärkt in den Fokus zu rücken, wobei besonders die Möglichkeiten hervorgehoben werden, nach Inklusions- und Exklusionsstrategien und -prozessen zu fragen.

Der Einleitung schließt sich ein von Markus Krzoska verfasster ausführlicher Abriss der historiografischen Auseinandersetzung mit den Teilungen Polen-Litauens an, der in einen Bericht über aktuelle Forschungsergebnisse mündet. Dieser verdeutlicht, dass die lange Zeit dominierende Diskussion um die Ursachen der Teilungen – die Rolle der innenpolitischen Situation Polen-Litauens und der außenpolitischen Einflussnahme – in den letzten Jahrzehnten von Untersuchungen zu ihren Folgen, den Strategien der Teilungsmächte und der regionalen Eliten, abgelöst wurde.

Auch die Beiträge des Bandes spiegeln diese Tendenz wieder. Nur zwei Aufsätze sind der Vorgeschichte und der späteren Wahrnehmung der Teilungen gewidmet. Dominik Collet schildert die Einflüsse der klimatisch bedingten Hungerkrise von 1771/72 auf die Politik Preußens und Österreichs und erläutert so Hintergründe für das aggressive Vorgehen Friedrich II., der die Getreideversorgung seiner Armee und Berlins über Requirierungen auf dem Gebiet Polen-Litauens sicherzustellen suchte. Zugleich zeigt er auf, dass die kompromissbereite Politik Maria Theresias im Zusammenhang mit dem akuten Nahrungsmittelmangel in Böhmen zu sehen ist, der eine militärische Mobilisierung in der Region so gut wie unmöglich gemacht habe.

Mit der Wahrnehmung der Teilungen in der preußisch-deutschen Wissenschaftslandschaft des 19. Jahrhunderts beschäftigt sich Mathias Barelkowski in seinem Aufsatz zu Richard Roepell und Jakob Caro, deren Auseinandersetzung mit polnischer Geschichte sie als Ausnahmen unter den preußischen Geschichtswissenschaftlern ihrer Zeit kennzeichnet. Barelkowski verdeutlicht eindrucksvoll, dass bei beiden das fachliche Interesse an polnischer Geschichte nicht mit Verständnis für die Forderungen der polnischen Nationalbewegung verbunden war, was aber eine anhaltende Verehrung Roepells in der polnischen Öffentlichkeit nicht verhinderte. Die Argumentation beider Historiker und ihr öffentliches Auftreten wirft die interessante, aber vom Autor nur am Rande berührte Frage auf, inwieweit sie mit den Zwängen ihrer akademischen Stellung und des nationalen Diskurses strategisch umgingen.

Der Großteil der Beiträge beschäftigt sich mit den verschiedenen Formen der Durchsetzung neuer Herrschaftsverhältnisse nach den Teilungen. Der Mitherausgeber Hans-Jürgen Bömelburg gibt zunächst einen vergleichenden Überblick über das Vorgehen der Verwaltungen der Teilungsmächte bei der Reorganisation der 1772 erworbenen Gebiete. Deutlich wird, wie die von Friedrich II. und dann etwas später von Joseph II. geförderte Vorstellung zivilisa-

torischer Überlegenheit der preußischen und österreichischen Verwaltungsbeamten eine Anpassung der Administrationsstrukturen an örtliche Gegebenheiten und die Einbindung der lokalen Eliten erschwerte. Die russländische Verwaltung erzielte hingegen durch Übernahme und Weiterentwicklung der vorgefundenen Strukturen zunächst weit bessere Integrations-erfolge.

Die starke Konzentration auf Exklusions- und Inklusionsprozesse in den annektierten Gebieten schränkt dabei letztlich die von dem Band angeregte Perspektive auf die europäische Dimension der Teilungen eher ein, als dass sie sie fördert: Zwar wird darauf verwiesen, dass sowohl die neue preußische Provinz Westpreußen als auch das von Österreich annektierte Galizien als Musterprovinzen organisiert werden sollten. Die Analyse ist aber vor allem auf die Herrschaftsverhältnisse in diesen neuerworbenen Territorien fokussiert. Deren Bedeutung als »Experimentierfelder« neuer gesellschaftlicher Ordnung und sozialer Hierarchie mit Vorreiterrolle für den politisch-sozialen Wandel in Europa – etwa der Anspruch der staatlichen Bürokratie auf Deutungshoheit und der quasikoloniale Umgang zentraler mit lokalen Eliten – gerät nur am Rande in den Blick.

Dies fällt vor allem vor dem Hintergrund der Beiträge von Andriy Portnow sowie von Viktor N. Gajdučik und Matthias Barelkowski zur Geschichte der von Russland erworbenen Gebiete Polen-Litauens auf, die dem deutschsprachigen Publikum am wenigsten bekannt sein dürften. Beide Aufsätze verdeutlichen den militärstrategisch defensiven und sozialkonservativen Grundzug der Administration. Dieser verhinderte jeden Versuch, über rein theoretische Überlegungen hinaus Konzeptionen zu entwickeln, um die nicht-katholische und nicht-polnischsprachige Landbevölkerung als Unterstützer der neuen Herrschaftsverhältnisse gegen die lokalen adligen Eliten zu mobilisieren.

Besonders hervorzuheben sind die einflussreichen Bemerkungen Portnows zu den terminologischen Schwierigkeiten bei der Be-

schreibung einzelner Bevölkerungsgruppen in imperialen, nationalen oder ethnischen Kategorien. Dabei sei zum einen im Blick zu behalten, dass sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Bedeutung von als russisch, polnisch oder litauisch beschriebener Zusammengehörigkeit stark veränderte. Zum anderen könne für das frühe 19. Jahrhundert zwar noch nicht von irgendeiner Form ukrainischer oder weißrussischer Gemeinschaft gesprochen werden, aber gleichzeitig seien in diesem Zeitraum die Grundlagen für deren Konzeption gelegt worden. Es ist zweifellos eine der Stärken dieses Beitrages, damit die langfristigen Auswirkungen der russländischen Verwaltungspraxis anzudeuten. Diese beförderte indirekt neue Konzepte von Gemeinschaft, indem sie sich einerseits aus sozialkonservativen Gründen in der alltäglich Praxis auf die Zusammenarbeit mit adligen polnischen Gutsbesitzern stützte, aber andererseits im Konfliktfall zumindest theoretisch ihre Gemeinsamkeiten mit der von diesen sprachlich und religiös differenten bäuerlichen Bevölkerung beschwor.

Drei weitere Beiträge widmen sich Inklusionsstrategien in den österreichischen und preußischen Teilungsgebieten. Bernhard Schmidt schildert die Bemühungen um eine Eingliederung polnischer Adliger in die militärischen Strukturen beider Monarchien, Daniela Druschel untersucht die Einführung habsburgischen Rechts in den polnischen Territorien und Roland Struve analysiert die Einrichtung des Justizwesens in den preußischen Erwerbungen aus der zweiten und dritten Teilung. Dabei zeichnen sich neue Perspektiven auf die Rückwirkung der Teilungen auf die Teilungsmächte ab, etwa die Verfestigung der Verbindung von Militär und Adligkeit durch die Bemühungen einer Einbindung des polnischen Adels oder der Schub für die Rechtskodifikation und Reorganisation des Gerichtswesens durch den Neuaufbau der Justizverwaltung in den Teilungsgebieten.

Der abschließende Aufsatz von Jörg Ganzenmüller erörtert am Beispiel der russländischen Politik gegenüber dem polnischen Adel die Perspektiven des Forschungskonzepts von

Inklusion und Exklusion. Ganzenmüller plädiert dafür, aufgrund von dessen impliziter Entweder-Oder-Logik, die den Fokus auf das Zustandekommen von Kommunikation und weniger auf deren Inhalte und Ergebnisse lege, verstärkt auf Konzepte sozialer Integration zurückzugreifen. So lasse sich der Wandel russländischer Adelspolitik in den ehemals polnisch-litauischen Gebieten umfassender als ein Wandel von pragmatischen zu normativen Integrationsanforderungen beschreiben, denn als ein Wechsel von Inklusions- und Exklusionsstrategien.

Insgesamt bietet der vorliegende Sammelband vielfältige Anregungen, die Teilungen Polen-Litauens nicht zuletzt hinsichtlich ihrer Folgen in gesamteuropäischer Perspektive neu zu bewerten. Er liefert zugleich – besonders durch den umfangreichen Beitrag zur Historiografiegeschichte und zu den aktuellen Forschungstendenzen, aber auch durch die Vielfalt der präsentierten regionalen und thematischen Perspektiven – eine wertvolle Grundlage für weiterführende Forschungen.

KARSTEN HOLSTE (HALLE [SAALE])

■ Vor der Mauer

Michael Lemke, Vor der Mauer. Berlin in der Ost-West-Konkurrenz 1948 bis 1961 (Zeithistorische Studien; Bd. 48), Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2011, 673 S., 147 Abb., 79,90 €

Michael Lemkes voluminöse Studie ist die detaillierte Geschichte einer Stadt, die, als »Bollwerk der Freiheit« und »vorgesobener Posten des sozialistischen Lagers« verstanden, zum Schnittpunkt regionaler, nationaler und internationaler Konflikte des Kalten Krieges wurde. Vor diesem Hintergrund hat sich die Forschung lange Zeit auf lokale politische Konflikte und kulturelle Abgrenzungsprozesse konzentriert. Lemkes Untersuchung zeichnet hingegen aus, dass sie sich auch für grenzüberschreitende Interaktionen und praktische Kooperationen im Berliner Großraum interessiert. Denn die bis 1961 offene Grenze beförderte trotz aller politischen Abgrenzungsversuche weiterhin vielfäl-

tige Austauschprozesse in der geteilten Stadt. In den Blick gerät damit ein die politischen Lager unterlaufendes, lokales Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Wahrnehmung Berlins als einheitlichem Lebensraum beförderte und bestätigte. Tatsächlich vermag Lemke überzeugend zu zeigen, dass die Stadt trotz einer sich stetig verfestigenden politisch-administrativen Spaltung seit der Gründung der beiden deutschen Staaten kulturell und in mancherlei Hinsicht auch ökonomisch eine Einheit blieb, die auf gewachsenen Verflechtungen beruhte und Ansätze zu einer systemübergreifenden Gesellschaft herauszubilden vermochte.

Dazu hat Lemke seine Studie in drei mit »Politik«, »Wirtschaft und Soziales« und »Kultur, Bildung und Sport« überschriebene Analysebereiche gegliedert, in denen er jeweils versucht, den »Konkurrenzkampf der Systeme« im geteilten Berlin »an den Quellen entlang »nachzuvollziehen«, um Handlungsspielräume, Beweggründe und Wahrnehmungen der »Kontrahenten« sichtbar zu machen. Trotz seines Interesses an Verflechtungsprozessen und Kooperationen verliert Lemke niemals die konfrontativen Implikationen der Systemkonkurrenz aus den Augen. In Berlin, wo zwei Ordnungen auf engstem Raum nebeneinander existierten, zeigte sich die Systemkonkurrenz in zugespitzter Weise und schlug sich in einer omnipräsenten und alle gesellschaftlichen Bereiche erfassenden »Schaufenster«-Politik nieder, mit deren Hilfe die politischen Lager Gegner wie Gefolge von der Überlegenheit der je eigenen Ordnung zu überzeugen suchten.

Wie Lemke zeigt, bestimmten sektorenübergreifende Anteilnahme und Austauschprozesse alle Aspekte des gesamtstädtischen Alltagslebens. Eindrucksvoll macht seine Studie deutlich, wie Politik und Privates sich in der »Frontstadt« vermengen und in der Praxis jedwede Differenzierungsmuster unterliefern, die die »kleinen« Kooperationen des großstädtischen Alltags als unpolitisch und die »große« Ereignisse wie den Aufstand vom 17. Juni 1953 als ausschließlich systemspezifische Krisen zu fassen versuchten. Wertvoll und weiterführend ist etwa, wie Lemke den Aufstand als

»Gesamtberliner Erfahrung« analysiert. Politische Mobilisierungsprozesse beschränkten sich selten auf einen Teil der Stadt, sondern zogen grenzüberschreitende Solidaritätsbekundungen nach sich und betrafen soziale Probleme wie Renten, Kinderbetreuung oder Mutterschutz. Im kulturellen Bereich schlug sich die Systemkonkurrenz nicht nur in der Gründung einer zweiten, »freien« Universität nieder, sondern erweiterte unter Wettbewerbs-Vorzeichen auch das städtische Unterhaltungsangebot. Während der Osten bis in die Mitte der 1950er Jahre hinein in »klassischen« Bereichen wie dem Theater große Anziehungskraft entfalten konnte, erlebte das Kino im Westen eine Konjunktur, das es zur »wichtigsten Ebene und geradezu Inkarnation des Berliner ›Kulturkampfes« werden ließ. Besondere Aufmerksamkeit widmet Lemke dem Berliner Grenzgängertum, das seiner Ansicht nach die »sozioökonomische Konkurrenz pur« verkörperte und einen wichtigen wirtschaftlich-sozialen Faktor darstellte, der wesentlich »zum Erhalt der Gesamtberliner Identität« beitrug.

So spannend und aufschlussreich sich Lemkes Ausführungen zu vielfältigen Feldern alltäglicher Systemkonkurrenz lesen – Sport, Schulpolitik und Freizeitgestaltung werden genauso diskutiert wie etwa Fragen der Verkehrs- und Versorgungspolitik oder wechselseitige Propagandakampagnen –, so diskussionswürdig ist seine These, dass die »Innerberliner Systemkonkurrenz die Mauer in nuce bereits 1948/49 entstehen ließ.« Sie scheint das Ergebnis einer systematisch angelegten Argumentation zu sein, die jedoch in einen, gewissermaßen die »harten« Fakten versammelnden Teil zur Politik und zwei, tendenziell immer »weicher« werdende Faktoren versammelnde Teile zerfällt, wobei die »harten« politischen Teilungsthese den »weichen« alltags-, konsum- und kulturgeschichtlichen Verflechtungsthese eigenartig widersprechen. Denn wie ist es sonst zu erklären, dass, obwohl sich »die Verflechtungsdynamik kulturell und im Alltag schneller und wirkungsvoller als die ihr entgegenwirkende politische Distanz« durchsetzte, am Ende dieser Geschichte nichtsdestotrotz die Spaltung der Stadt stand?

Lemke zufolge habe sich im wechselseitigen Kampf der »Schaufenster«, den der Verfasser als »eine verkleinerte Kopie des globalen Ost-West-Konkurrenzkampfes« interpretiert, »die Überlegenheit der westlich-demokratischen über die östlich-diktatorische Ordnung« als historisch wirkmächtiger erwiesen. Diese »Überlegenheit« führt Lemke jedoch gerade nicht auf die Normen und Praxen einer demokratischen Politik in West-Berlin zurück, sondern begründet sie mit einem »den Konsum und die Produktion ankurbelnden [West-Berliner] Warenangebot« und entsprechenden Konsummöglichkeiten. Gleichzeitig legen seine Ausführungen jedoch nahe, dass die Überlegenheit West-Berliner Waren- und Konsumangebote im Untersuchungszeitraum offenbar nicht so eindeutig war, wie vom Verfasser angenommen. Die vielbeachtete und keineswegs wirkungslos gebliebene »Herr Schimpf und Frau Schande«-Kampagne des Ost-Berliner Magistrats oder auch die »Ost-Berliner Erfolgsstory« des Friedrichsfelder Tierparks sind vielmehr Beispiele dafür, dass auch der sozialistische Sektor zumindest zeitweise eine gewisse Attraktivität und Legitimität zu entfalten vermochte.

Es wäre deshalb zu wünschen gewesen, dass Lemke seine drei Analysebereiche stärker aufeinander bezogen und die im Verlauf seiner Untersuchung offenkundig gewordene Gleichzeitigkeit und Gemengelage differenzierter in seine Bewertung mit einbezogen hätte. Denn es stellt sich nicht zuletzt die Frage, inwieweit die von Lemke konstatierte sektorenübergreifende Solidar- und Subsistenzgemeinschaft eine direkte und gewissermaßen eigensinnige Reaktion auf die gesellschaftspolitischen Prozesse nach 1945 – und damit ein Produkt des Kalten Krieges und seiner politisch-ökonomischen Krisen – war, wie es der Verfasser nahelegt, oder ob ihre Wurzeln weiter, etwa bis in eine städtische Solidargemeinschaft der Kriegsgesellschaft vor 1945, zurückreichen und inwiefern diese dann angesichts der gewandelten globalen und nationalen politischen Bedingungen nach 1945 ihre Ausrichtung veränderte. Wie sich die lokalspezifischen Befunde von

Lemkes Studie in die nationalen einerseits und die globalen Entwicklungen des Kalten Kriegs andererseits einordnen lassen, ist nur eine von weiteren Fragen, die durch die Ergebnisse der Studie angestoßen werden. Lemkes integrale Geschichte Ost- und West-Berlins stellt somit einen wichtigen Beitrag zu einer politischen Gesellschaftsgeschichte der Stadt im Kalten Krieg dar, dessen Detailreichtum beeindruckt und der wichtige weiterführende Fragen aufwirft.

TILMANN SIEBENEICHNER (BERLIN)

■ Rote Bürger

Agnes Arndt, Rote Bürger. Eine Milieu- und Beziehungsgeschichte linker Dissidenz in Polen (1956–1976) (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; Bd. 209), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2013, 288 S., 54,99 €

»Rote Bürger« sind die wohl interessantesten und wirkmächtigsten Akteure der polnischen Nachkriegsgeschichte. Dies gilt für Agnes Arndts 2011 angenommene Dissertation im doppelten Sinne, sowohl was ihren Gegenstand betrifft, als auch ihren Zugang zu diesem. Mit den »Roten Bürgern« behandelt die Autorin eine Gruppe sozialistischer und revisionistischer Intellektueller in Warschau, die zwischen dem »Tauwetter« – in Polen mit dem Versprechen eines »polnischen Wegs zum Sozialismus« verbunden – und den Anfängen einer neuen, weil öffentlichen Opposition im Sommer 1976 nach dem verlorenen Sinn der Revolution suchten (Michal Kopeček). Diese Akteure, ein Kreis von etwa 300 Personen, geboren zwischen den 1890er und 1940er Jahren, sind im eigentlichen Wortsinn Dissidenten, die mit Partei und real existierendem Sozialismus haderten, sich jedoch nur langsam von Marxismus und Systemimmanenz lösten. In diesem generationenübergreifenden Milieu trafen Vorkriegssozialisten auf eine Generation, die ihre linke Sozialisierung während des Zweiten Weltkrieges und der entstehenden Volksrepublik erfahren hatte, sowie auf die protestierenden Studenten des März 1968.

Agnes Arndts zentrale These ist, dass diese Roten auch Bürger, konkreter »Bildungsbürger«, waren, deren Handeln nur aus dem Habitus des Intellektuellen zu verstehen sei. In verantwortlichen Positionen innerhalb des Regimes waren sie auch mit Sinnstiftungskompetenz ausgestattet. Die Arbeit gliedert sich in drei argumentative Schritte und steckt zunächst die »Milieubildung, Sozialisierung und Verhaltensformen« des untersuchten Milieus ab, um dann in einer innerpolnischen Perspektive die linke Kritik am Kommunismus und mit transnationalen Ausgriffen die Linke als »Werte- und Solidargemeinschaft« in den Blick zu nehmen. Dabei beschreibt die Verfasserin die Entwicklung der »Roten Bürger« bis 1976 zwischen den Polen Pluralisierung und Renationalisierung. Ein expliziter Ausblick behandelt dabei knapp die demokratische Transformation nach 1989 und ein asymmetrischer Vergleich setzt Polen ins Verhältnis zur ostmitteleuropäischen Dissidenz.

Arndt entwickelt eine Mikrostudie, die auf ein spezifisches Warschauer Milieu von interagierenden Intellektuellen fokussiert. Intensive persönliche Kontakte und Beziehungen waren dabei nicht die Ausnahme, sondern grundlegender Teil eines wirkmächtigen intellektuellen Austausches und milieubildend. Die Ursprünge der neuen Opposition lagen also, so Arndts explizite Annahme, weniger in der Innovation politischer Konzepte, als im Potential eines integrierten intellektuellen Milieus. Die Autorin begreift ihren Gegenstand so als mehrfache »Beziehungsgeschichte«, in der die »Roten Bürger« durch ihr Verhältnis zueinander, zur polnischen Mehrheitsgesellschaft, zu anderen Andersdenkenden und zu Anregungen aus dem Ausland zu fassen sind.

Auf diese Weise kann sie Ideen- und Sozialgeschichte sehr anregend zusammenführen, zeigt aber zugleich, dass die Grenzen solcher Mikrostudien in einer notwendigen und engführenden Begrenzung des Untersuchungsgegenstands liegen. So ist nicht nur Warschau eine Stadt unter mehreren, sondern auch sozialistische Non-Konforme sind nur ein Spektrum der Regimekritik in Polen. Dies schmälert

sicherlich nicht die Aussagekraft der Arbeit für den Zeitraum 1956–1976, mindert aber den angestrebten Erkenntnisgewinn über 1976 hinaus, nämlich mit Blick auf die neue Opposition, in der diese unterschiedlichen städtischen und weltanschaulichen Milieus zusammenfanden.

Arndts Studie zeigt zugleich, dass die analytische Verbindung von Ideen und sozialen Strukturen und ihr Erkenntnispotential stark vom Gegenstand abhängig sind: So zeichnet die Autorin sehr anschaulich Entstehung und Niedergang der Milieu- und Ideengemeinschaft »Rote Bürger« nach, indem sie zeigt, wie linke Debattierclubs bis in die 1960er Jahre hinein eine eigene Welt innerhalb des real existierenden Sozialismus ausmachten. Dort verdichtete sich das hauptstädtische linke Bildungsbürgertum in der intellektuellen Auseinandersetzung in freier Atmosphäre und über Generationen hinweg. Deutlich wird, dass »links Sein« zunächst eine spezifische Identitätskonstruktion war, die sich durchaus auf Seiten des Regimes verstand und dessen normative Inhalte im Untersuchungszeitraum an Integrationskraft verloren. Der Marxismus zum Beispiel war für die meisten »Roten Bürger« – mit einigen Ausnahmen in der mittleren Generation – weniger ein ideologisches Bekenntnis, als eine wissenschaftliche Methode, die Inspiration für die konstruktive und durchaus utopische Veränderung der Welt bot. In solchen Beispielen kann Arndt besonders überzeugend herausarbeiten, wie groß das Milieu der »Roten Bürger« war und welche Synergien ein solcher Kreis erzeugte. Bemerkenswert ist ihre Schlussfolgerung, dass bereits das staatliche Verbot dieser Debattierclubs und anderer Freiräume zur Ablösung der »Roten Bürger« vom Marxismus und der Utopie eines freiheitlichen Sozialismus führte. Bei den Studentenprotesten im März 1968 verteidigte die jüngste Generation der »Roten Bürger« so die Ideale ihrer desillusionierten Eltern, nur um selber der Utopie verlustig zu gehen. Seiner konzessionierten Räume beraubt lässt sich das Milieu in der Folge deutlich schwerer rekonstruieren, da für konspiratives Handeln oftmals schlicht Quellen fehlen. So

orientiert sich Arndt in Passagen zum politischen Denken – besonders nach 1968 – stark an einzelnen Protagonisten, vor allem Jacek Kuroń und Adam Michnik sowie dem seit 1968 im Oxforder Exil befindlichen Leszek Kołakowski, und rekonstruiert anhand ihrer Texte die Entwicklungsschritte non-konformer Vergemeinschaftung in Polen. Gerade am Beispiel Michniks wird überzeugend deutlich, wie sehr sich das dezidiert linke und laikale Selbstverständnis der Roten Bürger für andere, vermeintlich überkommene Traditionen polnischen Ordnungsdenkens öffnete, und so die oppositionelle Kooperation mit katholischen und national-konservativen Non-Konformen erst ermöglichte. Gerade bei solchen Argumentationsgängen verliert die Arbeit jedoch das Milieu der »Roten Bürger« aus dem Blick und verfolgt eher eine Geschichte weniger Denker. Rote Bürger erweitert ganz grundlegend das Verständnis von Dissidenz und Opposition in der Volksrepublik Polen und bildet einen wichtigen Beitrag zur wachsenden Forschung zur Ideengeschichte im ostmitteleuropäischen Staatssozialismus. Während die Autorin hier richtungsweisende methodische Impulse gibt, bleibt die angestrebte Einbindung der Akteure in transnationale Prozesse jedoch eher selektiv und auf Westkontakte fokussiert. Die asymmetrisch vergleichende Einbindung anderer ostmitteleuropäischer Dissidenten beschränkt sich weitestgehend auf die bereits vergleichsweise gut erforschte Zivilgesellschafts-Debatte. Arndt bestätigt damit, dass transnationale Zusammenhänge für die ostmitteleuropäische Dissidenz nur schwer nachzuzeichnen sind und wohl auch einfach nicht den Hoffnungen einer transnationalen Zeitgeschichte entsprechen. Hieran und an einer latenten, teils teleologischen Fokussierung dieser Studie auf den Umbruch des Jahres 1989 zeigt sich, dass die Geschichte der linken Dissidenz keineswegs in Warschau oder mit dem Entstehen einer neuen Opposition Ende der 1970er Jahre endet. Es bleibt zu hoffen, dass diese ausgesprochen anregende und erkenntnisreiche Studie nicht nur breit und auch in Polen und Ostmitteleuropa rezipiert wird, sondern ihrem Anstoß

zahlreiche weitere Arbeiten zum Thema folgen werden.

GREGOR FEINDT (MAINZ)

■ Museen, Sammlungen und Migration

Lorraine Bluche/Christine Gerbich/Susan Kamel/Susanne Lanwerd/Frauke Miera (Hg.), NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung (Kultur- und Museumsmanagement), Bielefeld (transcript Verlag), 2013, 200 S., 29,80 €

Seit einigen Jahren gewinnen Migration, kulturelle Vielfalt und Integration in der deutschen Museumslandschaft an Bedeutung. So haben diverse Stadt- und Regionalmuseen Sonderausstellungen organisiert. 2010 verabschiedeten der Deutsche Museumsbund und zahlreiche Museen ein Memorandum zur Stärkung der Themen. Im selben Jahr gründete sich beim Museumsbund der Arbeitskreis »Migration«. 2015 kommt das dreijährige Projekt »Kulturelle Vielfalt im Museum: Sammeln, Ausstellen und Vermitteln« des Deutschen Museumsbundes zum Abschluss, das die Museen zur Auseinandersetzung mit dem Thema anregen wollte.

Welche »Objekte mit Migrationshintergrund« sollten Museen sammeln und bewahren? Wie könnten Sammlungsstrategien aussehen, die das kulturelle Erbe von Zuwanderern nicht ausschließen, sondern es in die allgemeine Geschichte integrieren? Und wie könnten Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen und deren spezifisches Wissen in die museale Arbeit einbezogen werden? Diese Fragen, die noch nicht hinlänglich bearbeitet sind, beleuchten mehrere Museumsexpertinnen und -experten in dem Sammelband *NeuZugänge* und stellen darin vor allem die Konzeption und die Ergebnisse der 2011 im Berliner Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg gezeigten Laborausstellung »NeuZugänge« vor.

Die auf dem Buchtitel abgebildeten Exponate der Ausstellung – eine bemalte Zigarettendose, ein »Moscheewecker« aus Plastik,

eine metallene Wasserschale und eine russische Matroschka – können nur einen Eindruck davon geben, welche Objekte als Exponate denkbar sind, denn sie verkörpern eher die Herkunftskultur als den Prozess des Weggehens und Ankommens. Nur 16 Exponate waren in der Ausstellung zu sehen, die jedoch umso ausführlicher kontextualisiert wurden – ein interessantes Experiment, da Kuratoren und Kuratorinnen allzu oft möglichst alle verfügbaren Objekte zum Thema präsentieren wollen. Jeweils zwei Gegenstände stammten aus den Sammlungen der vier kooperierenden Museen, dem Kreuzberg Museum, dem Museum für Islamische Kunst, dem Stadtmuseum Berlin und dem Museum der Dinge des Werkbundarchivs. Acht weitere kamen von privaten Leihgebern, die in Videointerviews über deren Geschichte, Funktion und Bedeutung berichteten. Die musealen Objekte wurden ebenfalls von Expert/innen der leihgebenden Museen in Interviews präsentiert. Zusätzlich waren die Ausstellungsbesucher und -besucherinnen aufgefordert, ergänzende Objekte zur Verfügung zu stellen. Kuratiert wurde die Ausstellung von Christine Gerbich, Susan Kamel und Susanne Lanwerd vom Forschungsprojekt »Experimentierfeld Museologie. Über das Kuratieren islamischer Kunst- und Kulturgeschichte« sowie den freien Kuratorinnen am Kreuzberg Museum, Lorraine Bluche und Frauke Miera.

In ihrer gemeinsamen Einleitung heben die Herausgeberinnen hervor, dass sie mit ihrer Ausstellung zum einen Museumsmitarbeiter/innen für die »interkulturelle, partizipative Öffnung« sensibilisieren, zum anderen partizipative Methoden – seit einigen Jahren ein wichtiges Schlagwort in der Museumswelt – ausprobieren wollten. Auf die Einführung folgt der Textteil mit vier längeren Beiträgen der Kuratorinnen und drei etwas kürzeren der Expertinnen und Experten aus den kooperierenden Museen über ihre Sammlungen sowie ihre für die Ausstellung »NeuZugänge« ausgewählten Objekte. Daran schließt sich ein ausführlicher Katalogteil an.

Im Folgenden soll auf drei der übergreifenden und theoretisch unterfütterten Bei-

träge der Kuratorinnen ausführlicher eingegangen werden. Lorraine Bluche und Frauke Miera zeichnen im ersten Beitrag »Partizipatives Sammeln in der Einwanderungsgesellschaft« nach, wie das Thema Migration seit den 1990er Jahren Einzug in die Museumsdebatten erhielt. Zunehmend gehe es nicht mehr nur darum, die kulturelle Vielfalt im Museum abzubilden, sondern auch Besucher/innen mit Migrationshintergrund durch integrations- bzw. migrationspädagogische Angebote anzusprechen. Die Autorinnen begrüßen Sonderausstellungen über Migration, rufen darüber hinaus aber die Museen dazu auf, ihre Sammlungspolitik im Sinne des »inkluisiven Museums« abzuändern: Externe Expert/innen für migrantische Kultur sollten in die »Neubefragung« der bestehenden sowie bei der Neuanlage von Sammlungen hinzugezogen werden. Darüber hinaus gibt der Beitrag umfangreiche Einblicke in die Vorgehensweisen der Kuratorinnen bei der Konzeption der Ausstellung »NeuZugänge«: die Beteiligung von Expert/innen und Laien und die begleitenden Diskussionen.

Die Soziologin Christine Gerbich stellt in ihrem Beitrag »Neue Zugänge durch partizipative Strategien bei der Ausstellungsentwicklung« die partizipativen Ansätze der jüngsten Vergangenheit vor und analysiert auf dieser Grundlage die Ausstellung »NeuZugänge«. Den Vorteil von Partizipation sieht sie darin, dass unterschiedliche Perspektiven zu einem Thema herausgearbeitet werden können. Ziel solle sein, »die Vielschichtigkeit von Bedeutungen und Interpretationsmöglichkeiten zuzulassen und zu vermitteln«. Gerbich verschweigt in ihrem Beitrag nicht die Schwierigkeiten des partizipativen Ansatzes. So sei bei »NeuZugänge« die Auswahl der partizipierenden Personen nicht unumstritten gewesen. Generell habe die Arbeit den Kuratorinnen Fähigkeiten und Fertigkeiten abgefordert, die über ihre sonstigen Aufgaben hinausgegangen seien.

Susan Kamel, Museumswissenschaftlerin mit einem Schwerpunkt auf islamische Kunst und Kultur, stellt in ihrem ebenfalls kritischen Beitrag »Gedanken zur Langstrumpfsierung

musealer Arbeit« weitere Probleme bei »NeuZugänge« vor. So seien vor allem »exotische« Objekte gezeigt worden, kaum aber solche, die den Prozess der Migration selbst visualisieren können. Kulturelle Zuschreibungen seien im Grunde weitergeführt worden, obwohl die Kuratorinnen diese gerade hatten vermeiden wollen. Als positiv hebt Kamel hervor, dass mit der Ausstellung neue Formen der Kontextualisierung und damit neue Sichtweisen gefunden worden seien – so z. B. durch die Interviews mit privaten Leihgebern.

Beim Lesen der einzelnen Textbeiträge, die nicht unmittelbar aufeinander aufbauen, mag die Frage entstehen, warum sich die Herausgeberinnen für einen Sammelband entschieden haben. Denn in den Einzelbeiträgen wiederholen sich Themen wie partizipative Strategien und inklusives Museum, wenn auch aus unterschiedlichen Perspektiven dargestellt. Denkbar wäre gewesen, die zentralen Konzepte stärker zu bündeln. Aber wie aus Susan Kamels Ausführungen hervorgeht, hatten die Beteiligten durchaus unterschiedliche Ansichten auf die Ausstellung. Zum Beispiel war es anfangs unter ihnen Konsens, kulturalistische Zuschreibungen und essentialisierende Begriffe wie »Migrant« abzulehnen, im Ausstellungsaltag konnten diese jedoch nicht immer vermieden werden. Wie die Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit einzuschätzen sind, darüber waren sich die Beteiligten offenbar nicht immer einig.

Eine gute Ergänzung zu den Textbeiträgen bildet der Katalogteil, der Ausstellungstexte, Interviews mit Leihgebern und Expert/innen in den Museen, Exponat- und Ausstellungsfotos sowie Rezensionen enthält. Der Band hätte aber gewonnen, wären die Ausstellungs- und Objektfotos nicht nur schwarz-weiß und kleinformatig abgedruckt. So bleiben viele Raum- und Objekteindrücke abstrakt, obwohl eine Ausstellung immer visuell angelegt ist. Wünschenswert wäre auch eine anschauliche dichte Beschreibung der Raumgliederung und Ausstellungsarchitektur am Anfang des Bandes gewesen, wie sie dann aber erst in dem vierten übergreifenden Beitrag von Susanne Lanwerd

»Was versteht man unter *Migratory Aesthetics*?«
vorgenommen wird.

Das Buch *NeuZugänge* wendet sich in erster Linie an Museumsfachleute. Für diese Zielgruppe bietet es wertvolle Anregungen, um sich mit partizipativen Strategien in Bezug auf die Themen Migration, kulturelle Vielfalt und Inklusion auseinanderzusetzen. Als positiv ist dabei die Mischung aus theoretischer Fundierung, Praxisorientierung durch das konkrete Beispiel der »NeuZugänge« und Appell, sich mit neuen Sichtweisen auf Museen zu beschäftigen, hervorzuheben. In zweiter Linie könnte das Buch Wissenschaftler/innen ansprechen, die sich mit dem Thema Migration beschäftigen und besonderes Interesse an Objekten als Quellen der Geschichtsschreibung haben. An verschiedenen Stellen im Buch wird auf Folgeprojekte hingewiesen. Es wird sich lohnen zu beobachten, wie die Erkenntnisse aus dem »Experimentierfeld Museologie« und der Laborausstellung »NeuZugänge« in diesen Projekten umgesetzt und weiter in die Museumslandschaft einsickern werden.

KRISTINA VAGT (HAMBURG)